

1946

Aus dem Buch „Alltag, der nicht alltäglich war, Passauer Schülerinnen erinnern sich an die Zeit zwischen 1928 und 1950“

### **Flüchtlinge**

Als Flüchtling in Passau

In Viehtransporten, mit 30 Leuten und ihrem Gepäck in einem Waggon, wurden wir aus dem Sudetenland ausgewiesen. So sind wir am 19. Juli 1946 in Passau am Bahnhof gelandet. Die Gewerbeschule in der Michaeligasse war unsere Bleibe. Es waren riesengroße Räume mit Feldbetten darin. Im September wurde die Schule wieder gebraucht und wir mussten in die Somme-Kaserne (Nikolakloster) umziehen. Der Vorteil war, dort gab es schon Stockbetten.

Wir hatten einen Spind und zwei Stockbetten zur Verfügung. Meine Eltern und meine dreijährige Schwester schliefen unten, mein Zwillingbruder und ich oben. Wir waren damals elf Jahre alt. Das Zimmer war 48 qm groß und mit 18 Personen belegt. Anfangs gab es darin weder Tisch noch Ofen. Verpflegt wurden wir zentral durch die Lagerküche. Die Deutschordensschwester kochten für uns alle. Es war immer eine riesige Menschenschlange, die da zum Essen anstand. Die Essgeschirre bestanden meist aus Büchsen mit Drahtenkeln dran. Es wurde bei der Essensausgabe nur immer gefragt, für wie viel Personen man Essen holt.

Die Not macht bekanntlich erfinderisch. So haben meine Eltern und sicherlich auch die anderen Lagerbewohner, die Kamintür, die sich neben unserem Zimmer befand, geöffnet, einen Stein hinein und darauf ein Blech gelegt und so konnten sie wenigstens Kartoffeln kochen. Später als schon vier Leute aus dem Zimmer eine Arbeit nachweisen konnten, durfte bei der Lagerleitung ein Ofen bestellt werden.

In dem Zimmer wohnten drei Familien. Stets mussten sich die Frauen einig werden, wer zu welcher Zeit kochen durfte. So kam es schon vor, dass mancher Topf öfters hin und her geschoben wurde. Mit dem Ofen kam auch das Problem mit dem Holz. Der nächste Wald, aus dem wir Brennholz holen konnten, war hinter der Eterna. (Anmerkung: Die „Eterna Herrenhemdenfabrik“ war in der Innstraße hinter dem Krankenhaus, links gegenüber dem Gasthaus Apfelkoch.) Dafür musste man sich im Forsthaus einen Sammelschein besorgen.

Mein Vater war Zimmerer und sein Bruder, der auch bei uns wohnte, war Schweißer. Miteinander bastelten sie einen Handwagen, mit dem wir das Brennholz ins Lager transportieren konnten. Eine Säge hatten wir glücklicherweise von zu Hause mitgebracht. Der Weg in den Wald und zurück war weit genug, da brauchten wir keine Spaziergänge mehr zu machen.

Dafür hatten wir Kinder keinen Schulweg. Die Volksschule war ja im Lager. Es waren immer zwei Klassen in einem Raum. (Anmerkung: Die 1. Klasse mit Schwester Flavia war im Durchgangszimmer im Ersten Stock des späteren Pfarrerstöckls. Die 2. Klasse mit Schwester Pauline Klein war im Erdgeschoss des Südtraktes zum Inn hin, vom Eingang großer Hof zweite Tür links. Die 3. und 4. Klasse mit Schwester Silvia Zohner waren nach dem Durchgangszimmer der 1. Klasse; der „Kleine“ und der „Große Theatersaal“ waren daneben. Die Klassen 5 bis 7 mit Schwester Konstantia Zilik waren in einem Raum im zweiten Stock des Nordtraktes zum Exerzierplatz hin, etwa in der Hälfte des Gebäudeteils zwischen Haupteingang Exerzierplatz und Hausecke Kapellengasse. Das Schulzimmer hatte als einziges nach hinten hochgestufte Bankreihen.)

Es gab auch einen Arzt und einen Zahnarzt im Lager. (Anmerkung: Lagerarzt war Dr. Riesche, mit seiner Frau. Die Praxis war in der Krankenstation. Zahnarzt war Dr. Galler mit Praxis im ersten oder zweiten Stock des Nordtraktes zum Exerzierplatz hin, am Ende des Ganges zur Hausecke Kapellengasse.) Die Leute durften sich anderswo gar nicht behandeln lassen. Jeden Morgen kam eine Klosterschwester und fragte nach, ob alle gesund sind. Es gab auch eine Krankenstation im Kloster. (Die Krankenstation mit Arztpraxis war im kleinen Hof Erdgeschoss des Osttraktes, des „Klostertraktes“. Der Eingang war in der Mitte des Traktes, ein immer geschlossener „Ausgang“ war zur Augustinergasse hin.)

Die Erwachsenen waren über dieses Leben nicht sehr glücklich. Waren sie es alle von früher doch ganz anders gewohnt. Zuhause hatten wir eine Landwirtschaft und damit hat es wenigstens immer genug zu essen gegeben. Hier hatten wir nicht einmal genug Kartoffeln. Also gingen wir betteln. Wir fuhren mit dem Zug aufs Land, nach Bad Höhenstadt, Neuhaus usw.. Meine Mutter war dazu nicht zu gebrauchen; vor jedem Haus heulte sie. Aber mein Bruder, eine Tante, die auch im Lager wohnte, und ich, wir

schafften es schon. Wir Kinder bekamen auch öfters mal ein Stück Brot zugesteckt. Manchmal durften wir auch ein paar Äpfel zusammenklauben.

Für uns Kinder war das Lagerleben überhaupt nicht so schlimm. Im Zimmer konnte man ja sowieso nichts machen. Zum einen gab es noch kleinere Kinder, die tagsüber schliefen, aber auch die Erwachsenen wollten ihre Ruhe haben. Also waren wir immer draußen. (Anmerkung: „Draußen“ waren hauptsächlich der große und der kleine Hof, das Innufer, das Bunkergelände in der Heuwieserstraße hinter der Nibelungenhalle und dann erst der Kleine Exerzierplatz.)

Der Exerzierplatz, direkt vor unserer Türe, war ja ganz leer, so konnten wir dort sehr gut Völkerball und viele andere Spiele spielen. Eine von meinen Freundinnen besaß sogar schon ein altes Fahrrad, auf dem dann von allen fleißig das Radfahren geübt wurde. Bei schlechtem Wetter spielten wir in den Gängen Räuber und Gendarm. Man konnte in jedem Stockwerk rundum laufen. (Anmerkung: Die Stockwerke des Nordtraktes waren zusätzlich verbunden durch Treppenhäuser im kleinen Hof und neben dem Haupteingang. Der Südtrakt hatte ein Treppenhaus in der Mitte, Eingang vom großen Hof neben der Trennmauer die die beiden Hofebenen teilt, und eines, das „Zauber-eck“, Eingang untere Hofecke Süd-West-Trakt.) Es hörte sich sicher oftmals so an, als ob ein paar Wildpferde durch die Gänge galoppieren würden. So manche Türe wurde aufgerissen und hinter uns hergeschimpft, aber da waren wir schon vorbei. Zurück haben wir uns dann an mancher Türe vorbeigeschlichen. Die Leute waren damals nicht so zimperlich, da konnte man sich schnell mal eine Ohrfeige einfangen.

Als Religionslehrer in der Schule hatten wir damals den Kaplan Bischof. Er kam aus Schlesien (Anmerkung: Ziegenhals) und gehörte zur Pfarrei St. Paul. Er hatte dann auch im Lager Jugendgruppen gegründet und für ein Pfarrheim gesorgt. (Anmerkung: Die Leistungen von Kaplan Bischof waren für die damalige Zeit mehr als außerordentlich. Stichworte: „Hausbesuche“, Kinderpost, Zelte, Faltboote, Geschirr, Bücher und anderes mehr. Das Pfarrheim waren zwei kleine Räume im ausgebauten Dachgeschoß der Kirche, gleich neben der Kirchenkuppel über dem vorderen Teil des rechten Seitenschiffes. Neben einer kargen Einrichtung gab es nur Strom, keine sonstige Installation. Der offizielle Aufgang – mit Schlüssel – war ein kleines Stiegenhaus vom großen Hof aus, vorbei an der Turmuhr. Eingang in der Mitte zwischen Kirchentor und Klosterpforte. Inoffizielle, d.h. verbotene, Zugänge bzw. Schleichwege gab es über den Dachraum vom Klosterstöckl oder vom Klostertrakt her.) Einmal ist er mit uns in ein Zeltlager an den Königssee gefahren. Wir hatten zwar sehr schlechtes Wetter, aber es war trotzdem für alle ein Erlebnis.

In die achte Klasse musste ich dann in die Nikolaschule gehen. Dort waren wir nur drei aus dem Lager, aber zum Glück war es eine Sammelklasse für Schüler aus Schulen, die auch keine achte Klasse hatten. So waren wir nicht ganz so verloren, wie wir uns das ausgemalt hatten. Wir verstanden den Dialekt nicht oder nur sehr schlecht. Die ersten drei Monate waren wirklich scheußlich.

Mit der Zeit haben wir uns eingewöhnt und so manche Freundschaft ist entstanden. Es war eine reine Mädchenklasse. Einige Mädchen gingen schon mal mit mir nach Hause, weil sie sehen wollten, wie so ein Lagerleben aussieht.

Auch dieses Jahr ist vorübergegangen und dann ging es um eine Lehrstelle. Ich wäre sehr gerne Schneiderin geworden. Obwohl es damals in Passau einige Schneidermeisterinnen gab, bestand gar keine Aussicht, ohne Beziehungen eine Lehrstelle zu bekommen.

Und die hatten wir natürlich nicht. So ging ich ein halbes Jahr nach Niedernburg in die Nähsschule. Viele Mädchen gingen dorthin, die alle keine Lehrstelle gefunden hatten. So waren wir fünfzig Mädchen für fünf Nähmaschinen. Wer nichts zu nähen hatte, bekam von der Schwester Flickarbeit. Es kamen oft alte und alleinstehende Männer, die ihre Sachen flicken lassen konnten. So lernten wir nützliche Dinge, z. B. wie man Krägen wendet, Manschetten repariert und vieles mehr. Am 22. Dezember 1949 konnten wir endlich das Lager verlassen und nach Hacklberg in die neu gegründete Stephan-siedlung ziehen. Im September 1950 begann ich meine Lehre als Schirmnäherin in einem Passauer Schirmgeschäft.

Anneliese Schön

Ergänzung:

Das Buch „Alltag, der nicht alltäglich war, Passauer Schülerinnen erinnern sich an die Zeit zwischen 1928 und 1950“ enthält auch den Abschnitt „Sport“. Die Schilderungen der Möglichkeiten und der Örtlichkeiten erinnern mich an die eigenen Erlebnisse.

Im Nikolakloster gab es für uns Kinder keinen Sportunterricht, keine „Angebote“, keine Sportstätten und vor allem kein Geld. Aus finanziellen Gründen konnten wir uns nicht einmal billige Turnschuhe leisten. Einfache Leinenschuhe mit Gummisohlen, schwarz, gab es erst mit Mühe für den Turnunterricht im Gymnasium. Beiträge für einen Sportverein waren zu teuer. Erst nach Jahren konnte ich mir den Monatsbeitrag für den TV Passau (Badminton -Abteilung) in Höhe von 50 Pfennigen leisten; verdient durch Ministrieren. Ich kann mich nicht erinnern, dass sich die Passauer Vereine der Flüchtlingskinder etwa so annahmen, wie sie es später bei den Studenten der Universität taten.

Um den „Sport“ im Nikolakloster kümmerten sich die Kinder selbst. Gelände: Nikolakloster, Höfe, Gänge, Kleiner Exerzierplatz, linkes Innufer bis etwa nach Ingling. Laufen: „Räuber und Schandi“ in den Höfen und Gängen. „Kampfsport“: „Kämpfe“ zwischen eigenen Mannschaften („Banden“) oder gegen „Stadt-Banden“ mit Schneebällen, Kastanien oder anderem im oder um das Kloster; auch auf dem Bunker in der Heuwieserstraße hinter der Nibelungenhalle. „Fechten“ mit Stöcken als „Zorro“. Zorro war damals ein gefragter Westernheld aus Schwarz-Weiß-Filmen. Feldspiel: „Klippe“ im großen Hof oder auch auf dem Kleinen Exerzierplatz. Selten Völkerball, weil meist kein Ball zur Verfügung stand. Fußball auf ein Tor, meist barfuss mit Blechbüchsen (kein Ball und keine Schuhe). Das war die große Tür der Pfarrkirche, die noch Lagerhalle der Caritas war. Später spielten wir auf dem grauen Aschenplatz zwischen dem Kloster und dem Inn. – Den Platz, der außerdem vom roten Ziegelbau der ehemaligen Reithalle und dem Bahndamm bzw. alten Bunker abgeschlossen umstanden große Kastanienbäume. Er diente anfangs als Wäscheplatz für die vielen Flüchtlinge, und war deshalb gegen Diebe bewacht. Spielen wurde dort für Kinder erst möglich, als das Wäscheaufhängen weniger wurde und der Kinderfreund First-class-Sergeant Arthur Brasgalla von den Amerikanern den Platz planieren und mit grauer „Asche“ einwalzen ließ. Das Spiel war eine Liga besser als im Großen Hof. Der Platz hatte allerdings zwei erhebliche Nachteile. Wir kamen immer „eingeschert“ heim, was bei Mutter wegen der eingeschränkten Waschmöglichkeiten (eine Badewanne oder ein Bad gab es ja nicht) Ärger bereitete. Zudem, als es dann wenigstens einfache Gummibälle gab, landeten diese wegen eines fehlenden Zauns oft genug im Inn. Wenn wir dann den Ball nicht mehr selbst herausfischen konnten, mussten wir bis zum Schaiblingsturm hinterher laufen und den „Herrn Schöberl“ bitten, uns den Ball mit seiner Fähre zu retten. Er war ein echter Wohltäter, weil er immer ohne ärgerlich zu werden unsere damals so wertvollen Bälle aus dem Inn holte. Er verlangte niemals etwas dafür, obwohl der Fährbetrieb ja sein Lebensunterhalt war. Zu Leichtathletik, Badminton, Bergsteigen und etwas Fußball kam ich erst ab der Gymnasialzeit. Kleinspiele: „Schussern“ und „Spicken“ im Erdstreifen auf der Mauer, die den Großen Hof in den oberen und unteren Teil trennte. „Autorennen“: Einige wenige hatten aus irgendwoher organisierten Teilen „Autos“, mit denen sie den unteren Teil des Großen Hofes auf dem kleinen Kopfsteinpflaster herunter bretterten. Das „Auto“ war in der Tat ein breites Brett, darunter zwei Querlatten als Achsen und an deren Enden Kugellager. Die waren so laut, dass so ein „Auto“ bei den Bewohnern „unerwünscht“ war. Es hatte eine Schnur zum Ziehen und manchmal „Bremsen“. Das waren an beiden Seiten angebrachte bewegliche Hebel aus kurzen Leisten. Es gab die Neuburgerstraße herunter auch einmal ein Seifenkistenrennen. Daran nahm von uns aber niemand teil. Ich glaube, unsere „Autos“ waren nicht zugelassen; wir hätten sowieso keine Chancen gehabt. Im Winter wurde das Gerät zum Rutschen einfach umgedreht. Gelenkt wurde wie beim Schlitten. Wassersport: In den ersten Kinderjahren gab es außer „Baden“ nichts. Nur die größeren durften mit den Faltbooten fahren, die Kaplan Bischof angeschafft hatte. Weil der Inn zu gefährlich war, gingen wir zum Baden in die Stromlänge. Schwimmen lernte ich durch Abschauen selbst erst als „Ferienkind“ in Waldkirchen. Mit den „Pufferbuam“ ging ich nach der Feldarbeit ins Freibad „Fischerhäusl“ (Zwei mit großen Pflastersteinen gepflasterte Becken, durch die ein Teil des Baches floss.). Danach erst ging es zum Schwimmen in den kalten Inn (Sandbank Krankenhaus bis Schaiblingsturm), Halser Stausee oder Oberilzmühle der Ilz, Gaisamühle, Rottauer See bei Tittling oder auch mal in die Donau. Da hatte ich aber schon mein Fahrrad. Ins Bschüttbad ging ich kaum, weil der Eintrittspreis für mich zu teuer war. Das Paddeln lernte ich erst als ich schon schwimmen konnte. Mit einem Zweier der Nikolajugend, als die Boote schon in der Salvatorkirche untergebracht waren, fuhr ich hauptsächlich inn- und ilzaufwärts. Das

war so, weil es keinen Boottransport gab und ich dort wieder aussteigen musste, wo ich vorher eingestiegen war. Radfahren: Vor 1953 bekam die Familie ein neues Damenrad der Marke „Viktoria“. Es war einfach, schwer, ohne Gangschaltung, mit Rücktrittsbremse und „Stollen-Handbremse“. Ich glaube, dass es noch keine Lampe und noch kein Rücklicht hatte. Mit diesem Rad lernte ich auf dem Kleinen Exerzierplatz das Radfahren. Auf das Rad hatte ich ein gewisses Vorrecht, das hauptsächlich darin bestand, dass ich damit Tannenzapfen als Brennmaterial aus dem Neuburger Wald holen musste und allein für die Pflege des Rades „zuständig“ war. Erst 1953 hatte ich mir mein eigenes Fahrrad der Marke „Ascona“ erspart, was mich „beweglich“ machte. Wintersport: In der Volksschulzeit gab es praktisch keinen. Da gab es nur Schneeballschlachten oder, wegen der einzigen und teureren Winterschuhe, verbotenes „Kascheln“, d. h. „Eisbahn rutschen“. Am Besten ging das auf dem abschüssigen Teil des Großen Hofes. Im Sommer hatte ich übrigens Sandalen, die Onkel August aus Resten alter Autoreifen selbst gemacht hatte. Erst zu meiner Gymnasialzeit bekamen wir 1 Paar „Steckkreißer“, d. h. an Schuhsohlen mit einem Vierkantschlüssel anschraubbare Schlittschuhe, und einen einfach geschreinerten Schlitten. Der Eisplatz auf dem Kleinen Exerzierplatz war zu teuer, weshalb es auf die „Eisbahn“ am Inn (Eisrand zwischen Ufer und Wasser bis zur Eterna) oder auf den Stockbauerweg („Abfahrt“ auf dem Fußweg zwischen Hochstraße und Kleinem Exerzierplatz) ging. Die sportliche Verwendung des Schlittens fand auf der Wiese zwischen Hochstraße und Gärtnerei Götzer oder auf dem Krankenhausberg statt. Nichtsportlich war der Schlitten Transportmittel. Damit musste ich im Winter laufend Briketts aus der Kohlenhandlung vom Ludwigsplatz holen und jeweils 1 Zentner bis unter das Dach des Nikolaklosters schleppen, als wir noch dort in Zimmer 6 wohnten. Erst in der 3. Klasse des Gymnasiums habe ich mir die meine ersten Ski erspart. Das waren 1 ½ Paar Holzski ohne Belag aber schon mit geschraubten Stahlkanten und 2 Haselnuss-Stöcke mit Blechtellern um 5,- Mark vom Gemüsehändler Bauer (oberhalb der Maxbrücke), „angespitzt“ von Wagnermeister Häfner unter der Maxbrücke um 12.- Mark. Damit begann meine Skifahrerkarriere in „Selbststudium mit Abschaue“ von Krankenhausberg, über Ries, Friedlwiese, Tour über Mariahilf nach Schardenberg, Dreisessel, Wegscheid usw. bis auf den Dachstein.